

Lucie Panzer
Rundfunkpfarrerin

Augustenstraße 124
79197 Stuttgart

Predigt über Lk 15, 1-7
Jahresfest der Bruderhausstiftung
Marktplatz Reutlingen, 28.6.09

„Zusammen ist man weniger allein“: liebe Festgemeinde, vielleicht haben Sie das Buch (von Anna Gavalda) gelesen oder den Film gesehen. Da wird von ganz verschiedenen Menschen erzählt, von alten und jungen, alle ein bisschen gestört, jeder auf seine Art eigenartig und ein bisschen skurril, also alle ganz normal, wie Sie und ich. Und der Film erzählt, wie sie alle ihren Platz finden, weil sie einander Platz machen und Platz geben. Das geht nicht ohne Konflikte und ist immer auch ein bisschen anstrengend, aber: „Zusammen ist man weniger allein!“

Dieser Film zeigt, was wir, glaube ich, alle wissen: Menschen, wir Menschen, sind Gemeinschaftswesen. An einem Festtag wie heute kann man merken, wie gut das ist und dass das schön ist. Man kommt zusammen, man trifft sich, man erinnert sich. Man fühlt ganz neu und auch nach langer Zeit wieder: ich gehöre dazu. Wir gehören zusammen. Und gemeinsam geht es besser als allein. Der Posaunenchor am Anfang – wie sehr würde man das spüren, wenn da die Hälfte fehlen würde. Oder auch nur die Tuba – was wäre das dann für eine Musik. Und wir selber: Das war schön, vorhin als wir gesungen haben und ich freu mich schon auf das Lied nach der Predigt. In so einer großen Gemeinschaft, in einem Chor – da traut man sich herzhaft mitzusingen. Da trauen sich auch Leute wie ich, die eigentlich nicht so wirklich schön singen können. Und es macht Spaß und tut gut und befreit und weckt alle Sinne.

„Zusammen ist man weniger allein“: beim Singen und beim Sport, bei der Arbeit, beim Kochen, sogar beim Fernsehen – wenn jemand neben mir sitzt, der mit mir die Spannung aushält, mit mir beim Quiz sich freut, was wir alles auch gewusst hätten, mit mir über das blöde Programm schimpft – zusammen ist man weniger allein. Zusammensein tut gut. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist“ – so fängt nach der Bibel die Geschichte der Menschen an. „Und siehe, es war sehr gut“, sagt Gott der Schöpfer dazu. Zusammen ist man weniger allein. Zusammen geht es besser als allein.

Ich bin ein Teil vom Ganzen, ohne mich wäre es nicht ganz – der Chor braucht mich dann doch auch, beim Sport freuen sie sich, wenn ich da bin. Ich bin Teil einer Gemeinschaft, da bin ich anerkannt und sie sind froh, dass sie mich haben: weil ich mit-singe oder mit-laufe, weil ich immer noch einen flotten Spruch weiß, wenn den anderen die Luft ausgeht, weil irgendwer sich freut, dass ich noch weniger Ahnung habe als er, weil alle froh sind, dass ich mich getraut habe, die entscheidende Frage zu stellen, die die ganz Beratung weiter gebracht hat. Ich bin Teil einer Gemeinschaft und das macht mich wichtig. Und ich habe teil an der Gemeinschaft: ich habe etwas davon, dass ich dabei sein kann. Wahrscheinlich hätte ich den Sport schon längst aufgegeben, wenn die Leute in der Gruppe nicht so

nett wären. Vielleicht hätte ich einen ganz langweiligen Sonntagnachmittag, wenn nicht die alten Freunde angerufen hätten: wir sind gerade in der Nähe, können wir vorbei kommen?

Teil sein und Teil haben – das Motto dieses Jubiläumsjahres der Bruderhaus-Diakonie hält fest, was das Menschsein ausmacht. Wir brauchen einander. – Sogar die notorischen Eigenbrötler brauchen andere: wie könnte ich griesgrämig sein und eigenbrötlerisch, wenn niemand da ist, der es merkt, dass ich schlechte Laune habe und niemanden sehen will? Wenn die anderen nicht wären, die merken, dass ich nichts mit ihnen zu tun haben will – dann kann ich nicht mal Eigenbrötler sein... Menschen sind Gemeinschaftswesen. Alle Menschen.

Und Schafe sind Herdentiere. Also auch Gemeinschaftswesen. Deshalb finde ich die Geschichte vom Hirten und seinen Schafen, die Jesus erzählt hat und die Herr Bauch uns vorhin vorgelesen hat, sehr passend für diesen Festgottesdienst.

Sie zeigt, **wie viel einer tut, damit keiner verloren geht**. Kein Mensch – und kein Schaf. Wobei der Vergleich mit dem Schaf und der Ausdruck Herdentier einem nicht unbedingt gefällt, ich weiß. Wer will schon ein Herdentier sein und wie ein Schaf einem Hirten oder – noch blöder – einem Leithammel hinterherlaufen. Aber wenn Sie mal eine Schafherde beobachten, dann werden Sie sehen: die Leithammel, die vorausgehen, die braucht es ja nur, wenn man (aus welchem Grund auch immer) vorankommen muss. Und der Hirte – der läuft in der Regel nicht voraus, sondern aufmerksam und sorgsam hinterher. Den Weg finden die Schafe anscheinend selbst.

Der Hirte sorgt dafür, dass keines verloren geht. Wer zurückbleibt, nicht mehr mitkommt, den Kontakt verliert mit den anderen – der ist irgendwann allein. Ganz egal, ob Schaf oder Mensch. Und dann ist es schwer, wieder Anschluss zu finden. Dann ist es schwer, den richtigen Weg zu finden. Dann bleibt man leicht auf der Strecke, wenn man erst mal den Anschluss verloren hat.

Deshalb sucht ein guter Hirte sein Schaf. Denn alle sollen leben können. Und alle können leben, wenn sie nicht den Anschluss verlieren. Wenn sie Anschluss haben zu anderen, dann können auch die kleinen und schwachen leben. Da finden sie Schutz und wenn es nötig ist Wärme. Die verletzten finden jemanden, der sich um sie kümmert, bis sie wieder weiter können. Die verirrt und verwirrt finden jemanden, der ihnen einen Weg zeigt, der weiter führt. Und die gar nicht mehr weiter können – die finden einen, der sie ein Stück trägt. Der gute Hirte trägt es dahin, wo es nicht mehr allein ist. Keiner soll verloren gehen.

Wenn man allerdings **auf die Leute schaut, mit denen die Geschichte in der Bibel anfängt** – dann ist das nicht so sicher. Die fragen nämlich, was das soll und ob das ein Geschäft ist. *Lohnt sich das*, fragen sie, wäre es nicht sinnvoller, die 99 anderen beieinander zu halten? Darf man deren Sicherheit aufs Spiel setzen für eines, das vielleicht doch nicht mehr auf die Beine kommt? Andere fragen, *ob das gerecht ist*: wenn der Hirte sich so um das eine kümmert – kommen da die anderen nicht zu kurz? Und wieder andere fragen, ob dieses eine verirrt *das denn verdient hat*: hätte es nicht besser aufpassen können? Ist es nicht selber Schuld, soll man es jetzt nicht auch die Konsequenzen spüren lassen?

Es gibt viele, die so denken, meine ich, nicht nur, wenn es um verlorene Schafe geht. Viele denken und manche reden so, auch heute noch und vielleicht heute erst recht, wo die Mittel knapper werden

und man noch mehr danach fragt, wo es sich lohnt und wo nicht. Es gibt viele, die den Anschluss verloren haben: von den Jungs ist in den letzten Monaten besonders die Rede, die nicht zurecht kommen in der Schule und dann ihren Platz im Leben nicht finden. Sind die nicht selber Schuld, könnten die sich nicht mehr Mühe geben? Hat es Sinn, in deren Bildung und Ausbildung extra zu investieren? Tun sie nicht alles mit ihrem aggressiven Auftreten, dass man denken muss: das lohnt nicht, daraus wird sowieso nichts? Die sollen ruhig sehen, wohin sie geraten, wenn sie so weiter machen?

Der Hirte aber, von dem Jesus erzählt, der setzt die alle ins Unrecht, die so denken und reden. Für den stellt sich die Frage nicht, ob es sich lohnt und ob es gerecht ist. Jeder ist es wert, dass man ihn sucht. Dieser Hirte sagt nicht: selber schuld, sagt auch nicht, jeder muss für sich selber sorgen. Er sagt nicht: wer nicht mitkommt, wer womöglich nicht mitkommen will, der hat es nicht besser verdient. Dieser Hirte schaut nach denen, die zurück bleiben. Er schaut, was da nicht in Ordnung ist. Er schaut, ob man etwas tun kann, damit sie wieder Anschluss finden. Und dann tut er etwas. „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert!“ war der Wahlspruch von Gustav Werner, an den hier in Reutlingen in diesem Jahr gedacht wird. Es hat keinen Wert, von Nächstenliebe und Menschenwürde zu reden und dann die zurück zu lassen, die Zuwendung besonders brauchen. Jeder Mensch und jedes Schaf ist mehr wert als das, was er leistet. Auch mehr wert als das, was er sich leistet. Und deshalb soll und darf niemand ausgeschlossen werden. Denn ausgeschlossen zu werden und ausgeschlossen zu bleiben – auf die Dauer ist das das Todesurteil: für Menschen genauso wie für die Schafe, von denen Jesus erzählt. Wer allein ist, wer keinen Kontakt hat zu anderen, der ist wie tot. Der hat keine Zukunft mehr. Deshalb geht der gute Hirte seinen verlorenen Schafen nach. Und setzt die ins Unrecht, die sagen: das bringt doch nichts. Denn darum geht es nicht, ob es was bringt. Es geht um die, die leben sollen. Dafür soll man tun, was man kann. So verstehe ich Jesus. Er selbst hat mit seinem Reden und Verhalten gezeigt, wie das aussehen kann. Und die Leute, denen er sich zugewendet hat, die haben gespürt, wie gut das tut, wenn man wieder dazu gehört.

Ein guter Hirte nimmt das verirrte Schaf auf die Schulter und trägt es zurück. **Zurück. Zurück zu den anderen, wo man Kontakt hat.** Wo man zusammen sein kann und deshalb nicht allein sein muss. Zurück dahin, wo man mit anderen zusammen besser zurecht kommt, als allein, weil sie einem raten können. Weil sie einem sagen: so geht's nicht. Weil sie sagen und einen spüren lassen: so ist es gut. Das hast du prima gemacht. Gut, dass du da bist. Wo überhaupt jemand ist, der sagt: schön, dass du da bist. Ich habe so auf dich gewartet.

Der gute Hirte trägt sein verirrttes Schaf zurück. **Zurück. Aber: nicht zurück in den Pferch.** Nicht dahin, wo man eingeengt wird und eingezwängt. Nicht dahin, wo man zwar alles hat, und alles kriegt, aber dann auch alles nehmen muss, wie sie es einem geben. Nicht dahin, wo man dankbar sein muss und dann aber auch zufrieden mit dem, was andere für einen entscheiden und organisieren.

Das fürchten ja viele, dass betreut werden heißt: sich anpassen müssen und tun, was alle tun. Machen, was einem gesagt wird. Sich so verhalten, dass man niemandem lästig und beschwerlich wird. Deshalb scheuen so viele die Betreuung. Sie fürchten, dass sie dann die eigene Persönlichkeit quasi an der Pforte abgeben müssen. Keine persönlichen Möbel im Altenheim. Mahlzeiten dann, wenn es in die Pflegepläne passt. Wer Kinder hat, der kennt das auch. Manche sagen nicht, welche Probleme sie haben, fragen nicht um Rat weil sie fürchten: dann raten sie mir, was sie für richtig halten. Dann ver-

suchen sie, mich zu beeinflussen und zu erziehen und ich kann nicht mehr herausfinden, was ich denn nun eigentlich will.

Der gute Hirte macht das anders. Gute Eltern auch und Betreuer und Pfleger und Sozialpolitiker auch: Der gute Hirte führt sein ratloses Schaf, das den Anschluss verloren hat, zurück. Zurück dahin, wo die Auen grün und das Wasser frisch ist. Dorthin, wo man Weide finden kann. Da, wo man sich hinlegen kann und schauen, was die anderen machen. Dahin, wo man mal hier und mal da schauen kann, was es für Möglichkeiten gibt. Wo man im Schatten seinen Platz finden kann oder mitten im prallen Leben. Dorthin, wo man Kontakt hat zu den anderen und Anschluss finden kann. Wo sie einem sagen: gut dass du da bist. Wo jeder eine Aufgabe finden kann, jeder nach seinen Möglichkeiten und Fähigkeiten. Einen Platz haben in der Gemeinschaft der anderen und eine Aufgabe haben: das ist für Menschen wie grüne Weiden und frisches Wasser für ein Schaf, glaube ich. Wer einen Platz für sich gefunden hat und eine Aufgabe, der kann leben und sein Leben gestalten. Denn wer eine Aufgabe hat, der ist wichtig. Der fühlt sich wichtig.

Deshalb ist es so wichtig, Bildung zu schaffen und Arbeitsplätze. Für die Gesunden und Leistungsfähigen, damit sie nicht den Anschluss verlieren. Und für die Schwachen, die nicht viel oder nicht mehr viel können auch – denn wer wichtig ist: der hat Freude am Leben. Der hängt nicht so schnell ab. Der gibt sich nicht so schnell auf. Wer eine Aufgabe hat, der muss nicht aus Wut alles kaputt machen, weil keiner ihn beachtet. Der muss auch nicht mit Gewalt auf sich aufmerksam machen. Wer einen Platz und eine Aufgabe hat – der ist wichtig und kann leben.

Gustav Werner, der Gründer der Bruderhausdiakonie, hat das vor 150 Jahren schon gewusst. Ich glaube, die Sozialpolitik unserer Zeit und auch jeder einzelne von uns könnte da eine Menge von ihm lernen. Von ihm und von dem guten Hirten, der dafür gesorgt hat, dass auch die wieder einen Platz zum Leben finden, die den Anschluss schon verloren haben. Ich denke, in Zeiten, in denen die Arbeitsplätze immer komplizierter und die Arbeit immer weniger wird, müssen wir alle überlegen, wie das gehen kann. Und Arbeit für die schaffen und Arbeit mit denen teilen, die nicht abhängen und nicht den Anschluss verlieren sollen.

Der gute Hirte hat sein verirrttes Schaf gerettet. **So ist Gott**, hat Jesus gesagt. Der will, dass alle gerettet werden. Dass keiner den Anschluss verliert. Deshalb hat Gustav Werner seine Einrichtungen zuerst Rettungsanstalten genannt. Keiner soll verloren gehen. Denn jeder einzelne Mensch liegt Gott am Herzen. Jeder ist ein einzigartiges Geschöpf. Gott, der Herr, hat sie alle „gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet“. Wer das mit seinen Kindern singt, der darf eigentlich **nicht reden wie die Schriftgelehrten und Gesetzeslehrer**, die damals mit Jesus geredet haben. Wenn Gott nicht will, dass eines fehlt – können wir dann irgendeinen verloren gehen lassen? Können wir dann sagen: da kann man nichts machen, die Zeiten sind schlecht, da muss jeder selber sehen, wie er fertig wird? Können wir dann sagen: wer verliert, der hat es vielleicht ja auch nicht anders verdient? Wir wissen doch inzwischen, wie leicht man zu den Verlierern gehören kann. Wenn Gott seine Menschen sucht und nicht will, dass einer den Anschluss verliert: können wir dann jemanden abschieben und sagen: das hat keinen Sinn, aus dem wird doch nichts, das lohnt sich nicht? Sollten wir dann nicht helfen, dass jeder seine Begabung finden kann und dann den Platz, der für ihn der richtige ist?

Gott freut sich über alle, die wieder Anschluss gefunden haben, so endet die Geschichte von dem guten Hirten. Wenn keiner verloren geht, dann können sich alle freuen. So ein Fest wie heute, das ist eine gute Gelegenheit, damit anzufangen. Da kommt es nicht darauf an, was einer leistet und schafft. Da ist es bloß schön, dass alle da sind. An einem Fest und Feiertag kann man sich freuen, dass man Leute trifft. Man erlebt, wie sich andere freuen, weil ich da bin. Da spürt man, wie man zusammengehört. Da spürt man, dass man zusammen weniger allein ist. Und diese Freude kann anstecken. Vielleicht sogar die, die murren und fragen: bringt das denn was. Wenn wir die anstecken mit unserer Fröhlichkeit heute – vielleicht spüren sie dann auch: „Zusammen ist man weniger allein“.